

Martin Herrmann

Umwege

Lebenserinnerungen


URLEN-VERLAG

Martin Herrmann, geb. 1929, beschreibt seine Erinnerungen an Schlesien, seine Jugend und besonders die schwierigen Situationen zum Ende des Zweiten Weltkriegs und die Wege und Umwege nach Ende des Krieges, um im hessischen Baunatal seine neue Heimat zu finden.

Der Weg eines Schlesiens zum Europabürger durch Krieg und Nachkriegszeit.

Seine eigentliche Liebe gilt aber seinen vielen Gedichten, die seit dieser Zeit entstanden.

Wo ist Hoffnung?

**Oh Mensch, auf deines Glückes Höhen
weht kaum ein Hauch von Poesie.
Erst wenn dich Not und Leid umwehen,
tief unten, ja dort find'st du sie.**

**Hast du den Gipfel erst erklommen
siehst du im Tal die andern nicht.
Im Nebel lässt du sie verkommen
und glaubst, du hätt'st die bess`re Sicht.**

**Doch bete, dass dein Berg nicht zittert
und du in deiner Höh' nicht frierst.
Sonst spürst Du eines Tag's verbittert,
dass du dein Leben einsam führst.**



URLLEN-VERLAG

Die Idee, nachfolgende Erinnerungen aufzuschreiben, stammt von unserer Tochter Karin. Sie ist der Meinung, wenn alle möglichen berühmten oder berüchtigten Leute ihre Memoiren schreiben und veröffentlichen, sollte ich es zumindest auch mal versuchen, also fange ich nun an:

Meine Erinnerung an die frühe Kindheit ist sehr vage und beginnt eigentlich ungefähr mit meinem 5. Lebensjahr.

Zu der Zeit, etwa 1934/35, wohnten meine Eltern und ich in einem kleinen dörflichen Ort nicht weit von Breslau in Schlesien. Unsere Wohnung befand sich in einem ehemaligen Ziegelei-Bürogebäude und bestand aus nur einem größeren Zimmer und einer Wohnküche. Das größere Zimmer diente für uns alle drei zum Schlafen, hatte daher drei Betten. Kleiderschrank und eine Kommode, die man als Vertico bezeichnete. Das Haus lag mitten im Wald und wurde von noch zwei weiteren Familien bewohnt, deren Kinder meine Spielgefährten waren. Die ländliche Umgebung war natürlich ideal für uns Kinder für alle möglichen Abenteuer. Allerdings war dann für mich ab dem 6. Lebensjahr der Weg zur Schule in Deutsch-Lissa ziemlich weit und führte teils durch den Wald; und das bei jedem Wetter zu Fuß, denn hier gab es keine öffentlichen Verkehrsmittel, und ein Fahrrad hatte nur mein Vater für den Weg zu seiner Arbeit. Für Kinder war so ein Rad damals Luxus. Anfangs hat mich meine Mutter zur Schule begleitet, aber das war mir nach ein paar Tagen vor den andern Kindern peinlich, denn ich fühlte mich schon stark genug, mögliche Ungeheuer zu besiegen. So nach und nach hatte ich viel Spaß am Schulweg, unterwegs gab es viel Interessantes zu entdecken. Viel Freude hatte ich immer, wenn mir auf dem Nachhauseweg meine kleine graue Katze entgegen kam, es war ihre Gewohnheit, mich zu einer bestimmten Zeit abzuholen. Doch eines Tages erschien mein Kätzchen nicht und man sagte mir, der Förster habe sie "aus Versehen" erschossen. Als Trost erhielt ich vom Förster so ein Kinderspiel mit Pfeil und Bogen, das war aber kein Ersatz. Nach ein paar Wochen war meine Seelenwunde geheilt, denn für uns Kinder gab es ja hier so viel Spielideen. Auch das Pilzesammeln im Herbst machte Spaß, es gab im Wald viel Rotkappen und Steinpilze und auf der Viehweide auch Champignons. Vor einem

Bullen auf der Weide hatten wir ganz schön Respekt! Auf der Wiese vor dem Haus wurde im Sommer so eine längliche Zinkwanne aufgestellt, das war dann unsere Badeanstalt. Die Sommer waren in Schlesien sehr heiß und so war unser Badewasser bald nur noch eine warme Brühe mit Sand und Gras versetzt, es war trotzdem schön! Wasser war bei uns sehr knapp und kostbar und kam nur aus einem einzigen tiefen Brunnen mit solch einer Schwengelpumpe. Wasserleitungen gab es nur in der Stadt, aber wenigstens hatten wir schon elektrischen Strom im Haus, was damals auf dem Land keineswegs üblich war. Weil mein Vater in der Stadt Breslau als Kaffeeröster arbeitete, musste er täglich - auch sonnabends - mit dem Fahrrad nach Breslau fahren. Das war für ihn sehr anstrengend. So zogen wir, als ich 9 Jahre alt wurde, in die Stadt um. Nun hatten wir eine schönere und größere Wohnung, wenn auch das Haus schon ca. 1890 erbaut worden war. Die Räume waren sehr hoch, hatten stuckverzierte Decken und Kachelöfen. Es gab ein Wohnzimmer, Schlafzimmer (wieder für drei!) und Küche mit Wasseranschluss. Die Toilette war ein so genanntes "Plumpsklo". Es musste mit einem Eimer Wasser nachgespült werden. Auf dem Dachboden gab es eine Waschküche für die große Wäsche.

Ein Bad fehlte allerdings auch hier. Aber man ging mindestens einmal in der Woche in die öffentlichen Badehäuser zum Wannbad. Ich selbst ging aber lieber in eines der schönen Schwimmbäder, die im Jugendstil gestaltet waren. Hier lernte ich auch das Schwimmen und hatte bald den Freischwimmer- und Fahrtenchwimmerschein. Im Winter war es in diesen Bädern besonders schön, denn es gab da eine tolle Dampfsauna, da konnte man sich schön durchwärmen, wenn zu Hause das Heizen zu teuer wurde.

Ich hatte mich in der Großstadt Breslau sehr schnell eingelebt, die Volksschule gefiel mir auch gut und bald fand ich einen Freund, der hieß Werner, und wir blieben bis Anfang 1945 treu zusammen. Fast kann ich sagen, dass ich in diesen Freund richtig verliebt war und ich war eifersüchtig, wenn er mal was ohne mich unternahm. Nun kam aber die Zeit, wo man von der Nazipartei ziemlich genötigt wurde, zunächst als Pimpf beim Jungvolk mitzumachen. Meine Eltern waren beide politisch nicht gebildet und uninteressiert bzw. gleichgültig. Doch meiner Oma, die den "Führer" verehrte

oder liebte, tat ich den Gefallen und erhielt von ihr eine Pimpfenuniform. Mit meinen naiven 10 Lebensjahren war ich tatsächlich ganz stolz mit bei der Sache und war mit 12 sogar schon ein sogenannter Jungzugführer. Es war halt schön mit Gleichaltrigen etwas Abenteuerliches zu erleben. Dass wir unterschwellig mit der Naziideologie infiziert wurden, haben wir leider erst viel zu spät gemerkt. In Breslau lebten zu der Zeit sehr viel Juden und als dann in der sogenannten Reichskristallnacht die Verfolgung der Juden so richtig begann, haben wir Kinder - die wir ja mit 10-12 Jahren noch waren - kaum Kenntnis davon genommen. Selbst die Erwachsenen nahmen das (bis auf wenige Ausnahmen) unkritisch hin. Die damaligen Medien waren in Deutschland alle mundtot gemacht worden und auf die Hitlerpartei eingeschworen. Nur wenige hatten zu Hause ein Radio, einen Volksempfänger, der nur die linientreue Propaganda sendete. Fernsehen gab es da noch nicht. Daher haben die meisten auch nicht erfahren, was sich in den Konzentrationslagern und Gestapo-Gefängnissen abspielte. Unser Radio blieb meistens ausgeschaltet, weil meine Mutter schwer erkrankte, nachdem meine Schwester Eva 1937 zur Welt kam. Mit der Ausrede, ich müsse zum Jungvolk-Dienst, habe ich mich möglichst oft von zu Hause verdrückt, damit ich bloß nicht bei meiner kleinen Schwester Kindermädchen spielen musste. Als 1939 der Hitlersche Wahnsinn so richtig begann und zum 2. Weltkrieg eskalierte, waren die meisten Deutschen noch immer der Ansicht, das alles hätte seine Richtigkeit. In Breslau fühlte man sich, weil noch fern von tragischen Ereignissen, noch wie im Frieden. Sofern es nicht die eigene Familie betraf, nahm man auch die Nachrichten über Gefallene sehr gelassen hin. Es wurde ja auch über Rundfunk und über die auf Straßen und Plätzen aufgestellten Lautsprecher suggestiv von Heldentod, Vaterland und Siegen geredet. Die Rationierung von Lebensmitteln und Kleidung störte scheinbar auch niemanden und man hielt treu zu seinem "Führer", was heute keiner wahrhaben will. Zu allen möglichen Anlässen wurden durch die Partei große Aufmärsche organisiert, das Volk war beeindruckt und jubelte!

Und wir Kinder, Pimpfe, Hitlerjungen und wohl auch die nicht organisierten Jugendlichen sahen das Ganze als ein spannendes

Abenteuer und wollten auch mal Helden werden!

Ob das Sterben etwa weh tat?? Um uns das Heldentum so richtig schmackhaft zu machen, brachten uns ältere Ausbilder das Schießen mit Kleinkalibergewehren bei. Ich konnte aber schlecht zielen und musste so manche Strafrunde robben, oft durch Matsch oder Schnee. Besonders Tüchtige unter den Jungen und Mädchen kamen in besondere Parteischulen, wurden militärisch gedrillt und weitergebildet. Da ich eine sportliche Niete war (außer Schwimmen), bin ich diesem Schicksal entgangen.

Dafür durfte ich mit den andern Pimpfen und mit Sammelbüchse durch die Stadt ziehen und Spenden für das Winterhilfswerk sammeln. Am liebsten sind wir dabei in die Nobelrestaurants gegangen, weil dort die Parteibonzen sehr spendierfreudig waren. Zu essen gab es in den ersten Kriegsjahren für uns Normalbürger zwar noch genug, aber nur auf Bezugsmarken und wenig Auswahl. Gleiches galt für Bekleidung. Immerhin gab es bei uns zu Hause schon mal sonntags Fleischbrötchen (Frikadellen) mein liebstes Gericht. Von meinem Vater erhielt ich ab und zu 50 Pfennig Taschengeld, höchstens ein Mal wöchentlich. Mehr ging wohl bei uns nicht und ich lernte so, damit auszukommen. Als besonderen Luxus leistete ich mir manchmal eine Tüte Kuchenkrümel vom Bäcker. Bei etwas Glück erwischte man dabei auch mal ein halbes altbackenes Stück Kuchen und das Ganze für nur 5 Pfennige! Ein kleines Fruchteis im Sommer war auch noch möglich, aber Kino war tabu. Und mal mit der Straßenbahn fahren, z. B. mit der sogenannten Gürtelbahn (das war die Ringbahn um den Stadtkern herum), erledigten wir Jungen "schwarz", wurden aber nie dabei erwischt. Meine Mutter sorgte sehr dafür, dass ich immer sauber und ordentlich angezogen war, auch meine Pimpfenuniform hielt sie in Schuss. Diese Uniform hatte ab und zu bei den Geländespielen sehr zu leiden. Abgesehen von den Tagen und Abenden beim Jungvolkdienst führten wir Jungen ein ganz normales "Teenagerleben". Allerdings waren unsere Idole mangels Radio oder Kino keine Schlager- oder Kinostars, sondern - heute sag ich leider - Kriegshelden mit Ritterkreuz.

Die kindliche Zeit endete für mich im März 1943. Ich hatte die Volksschule sehr gut abgeschlossen und wollte nun eine Lehre als Flugzeugbauer bei der Fa. JUNKERS beginnen. Diesen Wunsch-

beruf bekam ich aber nicht, weil ich einen angeborenen Herzklappenfehler hatte. Daher wurde ich Lehrling bei der weltbekannten Firma BOSCH mit Ziel Elektromechanikermeister bzw. Ingenieur. Inzwischen hatte sich aber die Kriegslage für Deutschland sehr verschlechtert und auch in Breslau wurden nun schon viele Gebäude durch Fliegerbomben zerstört, u. a. auch unser Nachbarhaus. Nicht nur durch häufigen Fliegeralarm wurde die sonst übliche Lehrlingsausbildung stark eingeschränkt. Wir Lehrlinge mussten nun beim Bau oder der Instandsetzung kriegswichtiger Aggregate helfen und abwechselnd jede 2. Nacht im Werk Brandwache halten. Einige von uns aus dem 2. Lehrjahr wurden als FLAK-Helfer zu den Stellungen am Stadtrand abkommandiert, und die noch älteren waren sowieso schon bei der Wehrmacht und teils an einer Front. Die 14-16-jährigen Jungen waren nun automatisch in die HJ übernommen worden und standen ab Ende 1944 unter dem Kommando der SS-nahen HJ-Division Großdeutschland.

Was nun auf uns zukam, weckte in mir noch einmal die Erinnerung an die letzte Zeit in der Volksschule, besonders 1941 bis 1942 war noch so unbeschwert. In der Schule tauschten wir untereinander immer die Taschenschmöker von John Kling, Tom Mix und ähnliche aus, obwohl das „Schundliteratur“ und verboten war.

Aber unsere älteren Aushilfslehrer (die jüngeren waren nun Soldaten) sahen darüber hinweg und ließen uns zum Ausgleich dann Goethe und Schiller büffeln, z. B. Das Lied von der Glocke, Erlkönig usw. Im Gegensatz zu heute waren alle Volksschüler in den Fächern Deutsch und Geschichte zumindest auf Niveau Mittlere Reife, Erdkunde war ja nazigefärbt und Mathematik hieß noch Rechnen.

In den Jahren 1938 bis 1943 durfte ich immer die Sommerferien bei Onkel und Tanten außerhalb von Breslau verbringen. Der eine Onkel besaß ein Fuhrgeschäft mit einem großen LKW und Anhänger. Mein Onkel erlaubte mir und meinem Cousin oft das Mitfahren auf der Ladefläche, das war zwar gefährlich und ist heute verboten. Jedenfalls erinnere ich mich an sehr viel Spaß, denn die Fronten waren ja noch weit entfernt und für uns Kinder

unvorstellbar. Erst als die Nachricht eintraf, dass ein jüngerer Onkel in Frankreich gefallen war, kam uns der Ernst der Lage zu Bewusstsein. Auch wurden plötzlich bei Bauern im Nachbarort die gesunden Pferde beschlagnahmt, scheinbar hatte die Wehrmacht kein Benzin mehr für die Autos oder man wollte mit Kavallerie die russischen Panzer aufhalten? Inzwischen hörte man ja im Radio immer von Frontbegradigung, was aber wohl Rückzug bedeutete. Im Herbst 1944 war abzusehen, dass der Russe bald vor Breslau stehen würde, und alle arbeitsfähigen Personen, auch wir Jugendliche, mussten rund um Breslau Panzergräben ausschachten, die waren aber an manchen Stellen nur höchstens 1,5 m tief und wohl zwecklos. Diese Schufferei ging bei eisiger Kälte noch bis Januar 1945 und man munkelte bereits von einer Festung Breslau. Es war ein Sonntag Mitte Februar 1945, als wir zu Hause bei geöffnetem Fenster beim Mittagessen saßen und in der Ferne so ein Rumpeln wie Gewitter hörten, das musste Geschützfeuer sein. Plötzlich ging die Türglocke und als ich öffnete, standen da 2 Männer in SA-Uniform, darüber Ledermäntel. Nach dem üblichen „Heil-Hitler“ übergab mir der eine Mann einen Zettel, der amtlich aussah. Nach dem, was man so gehört hatte, dachte ich gleich an GESTAPO, es wurde damals ja oft denunziert. Aber es war ein Gestellungsbefehl mit der Maßgabe, ich müsse mich noch am gleichen Tag um 15 Uhr mit leichtem Marschgepäck am Freiburger Bahnhof einfinden. Die beiden unheimlichen Gestalten verschwanden mit Heil Hitler.

So war dieses Essen das letzte, welches ich überhaupt zu Hause einnahm. Es war nun schon 14 Uhr und nur noch eine Stunde bis zum Termin. Meine Eltern beratschlagten, was zu tun sei. Sie wollten ohnehin am Montag wegen der anrückenden Russen mit meiner kleinen Schwester in das Heimatdorf meines Vaters aufbrechen und dort auf dem Bauernhof des Großvaters bleiben. Sie wollten nur das Nötigste auf einem Handwagen mitnehmen. Davon, dass ich ja evtl. mitkommen könnte, war keine Rede. Wir würden uns ja bald wieder sehen. Doch bis zu einem Wiedersehen waren viele Umwege zu gehen.

Ich bin also an jenem Sonntag „treudoof“ und pflichtgemäß zum Freiburger Bahnhof gelaufen und traf dort gegen 15 Uhr noch andere (ich mag das Wort Kameraden nicht!) Jungen aus unserem

"Fähnlein" aber auch endlich meinen Freund Werner. Als es dunkel wurde, erhielt jeder einen Paken Flugblätter, auf den stand in Großbuchstaben sinngemäß etwa Folgendes:

Bürger von Breslau!! Unser Gauleiter hat im Einvernehmen mit der Heeres-Standortkommandantur im Sinne unseres Führers entschieden, die Stadt Breslau zur Festung zu erklären. Es ist daher allen Bürgern bei Todesstrafe verboten, die Stadt zu verlassen. Alle männlichen Personen werden aufgefordert, sich umgehend bei ihrer Ortsgruppenleitung zwecks Bewaffnung zu melden. Nichtbefolgen wird nach den gültigen Kriegsgesetzen bestraft. Mit Sieg Heil und Heil Hitler Gez. Hanke (Gauleiter.)

Man hatte also nun den Volkssturm mobilisiert. Ich konnte nur hoffen, dass meine Eltern noch rechtzeitig aus der Stadt gekommen sind, sonst müsste mein Vater auch zum Volkssturm, der ja doch nur ein schwaches Lüftchen war (nur Alte und Invaliden!)? Diese Flugblätter sollten wir am Abend in der Stadt verteilen, doch die meisten landeten im Stadtgraben, weil wir keine Lust hatten. Noch am gleichen Abend wieder am Treffpunkt Bahnhof wurden Freiwillige für eine Sonderaufgabe gesucht und die Sucher waren von der Waffen-SS! Weil dann aber das Gerücht die Runde machte, alle Nichtfreiwilligen würden in der Festung Breslau eingesetzt, dachte ich mir: „Schlimmer kann es nicht kommen“ und meldete mich freiwillig. Die so genannten Freiwilligen waren nun eine Gruppe von 30 Mann (Jungen!). Alle trugen Zivilkleidung, nur einer hatte eine Hakenkreuzbinde am Arm. Als Nächstes erhielt jeder von uns ein mittelgroßes Kommissbrot und eine Konservendose in der Wurst oder Corned Beef sein sollte. Plötzlich ertönte ein Befehl: Alle Mann einsteigen! Und zwar von einem Feldwebel der Wehrmacht, also gottlob nicht SS, aber vielleicht war das ja egal. Und obwohl der Bahnsteig mit Flüchtlingen, Frauen mit Kindern sowie alten Leuten überfüllt war und Chaos herrschte, durfte von denen keiner in den Zug einsteigen. Der Zug bestand aus der Dampflok und 5 Personenwaggons und blieb außer uns 30 Mann ganz leer! Seitlich stand, wie zum Hohn an die Waggons geschrieben: Räder müssen rollen für den Sieg! Ob das die zurückbleibenden Flüchtlinge wohl verstanden haben? Über uns selbst hatte sich so eine schläfrige Gleichgültigkeit ausgebreitet und wir fingen an, unser

trockenes Kommissbrot zu kauen.

Der Zug rollte die ganze Nacht durch und hielt dann erst in Görlitz, wo wir alle ausstiegen und Quartier in einem beschlagnahmten Café bezogen. Das heißt, wir legten uns total übermüdet auf Bänke, Tische und, soweit vorhanden, mit Decken, auf den gefliesten Boden. Wer seine Marschverpflegung schon vertilgt hatte, dem knurrte bald der Magen, denn es gab hier weder etwas zu essen noch zu trinken. Die Wasserhähne waren tot und unsere Vorgesetzten oder besser Bewacher von der Wehrmacht ließen sich nicht blicken. Später erfuhr ich, dass der eine Obergefreite bei einem der unseren seine Militärjacke gegen einen Zivilmantel eingetauscht hatte und verschwunden war. Hoffentlich wurde er nicht von der Militärpolizei, genannt „Kettenhunde“ erwischt, die haben nämlich Deserteure ohne zu zögern sofort erschossen oder aufgehängt.

Gleiches geschah auch mit Zivilpersonen nur auf den Verdacht hin, ein Saboteur zu sein. Es war schon eine verrückte Zeit!

Von Görlitz aus wurden wir in Güterwaggons nach Weißwasser in der Oberlausitz gebracht und von dort ging es per Fußmarsch nach Muskau an der Lausitzer Neiße. Dort bezogen wir Quartier in einer zurzeit nicht benutzten Schule, wo wir in den ausgeräumten Klassenzimmern auf dem Fußboden auf Stroh schlafen mussten.

Die erste Nacht dort war schon früh um 4 Uhr zu Ende, geschlafen hatte wohl keiner, und nun ertönte eine Trillerpfeife und der Befehl: Aufstehen! Aufstehen ging ja ganz fix, weil wir sowieso in unseren inzwischen etwas stinkigen Klamotten nur herumgelegen hatten. Eine Waschgelegenheit gab es hier nicht, dafür wurden wir nach dem Raustreten von einem Wehrmachtshelfer über den Schulhof bis in eine schneebedeckte Wiese gescheucht und mussten dann in pitschnassen Sachen zum Muskauer Fürst-Pückler-Schloß marschieren. Dazu sollten wir auch noch ein Lied singen, aber das klappte wegen der Kälte nicht, was aber den Herrn Feldwebel total wütend machte, sodass er uns lautstark mit fäkalienähnlichen Ausdrücken beschimpfte. Warum war der Kerl nicht an der Front?! In einem Nebengebäude des Schlosses erhielten wir dann endlich in einem Becher etwas sehr dünnen Malzkaffee, lauwarm und ohne Milch und ohne Zucker, dazu gab es für jeden 2

Scheiben Kommissbrot und etwas ähnliches wie Marmelade. Mit diesem Frühstück waren wir schon um 6 Uhr früh fertig und ahnten nicht, dass es für mehr als 24 Stunden das letzte Essbare war. Das hatte zwar auch einen Vorteil, denn man musste nicht kacken, wer weiß, wo es da ein Klo gab und im Freien bei der Kälte von 15 Grad C wäre die Entleerung am Po gefroren. Es war noch tiefer Winter mit viel Schnee. Weiter ging es zu einer Kleiderkammer, wo wir unsere Zivilsachen bis auf die Unterwäsche ausziehen mussten und wir erhielten neue Oberbekleidung in Form einer damals sogenannten Überfallhose mit Gürtel, ein fliegerblaues Hemd und eine blousonähnliche Jacke (wir sagten dazu Panzerjacke). Es sah alles so schwarz aus, wie die SS trug, aber wir hatten am Jackenärmel nur ein genähtes Band mit der Aufschrift: HJ-Division Großdeutschland. Somit waren wir jungen Hüpfen nun dem Oberbefehl der Wehrmacht unterstellt und es begann eine Ausbildung in der Nähe von Hoyerswerda, das dauerte aber nur etwa 1 Woche. Als Waffen hatten wir nur die lächerlichen Kleinkalibergewehre, die im Ernstfall sowieso nichts nützten. Im April 1945 (ich glaube, der Russe stand schon an der Lausitzer Neisse!) wurden wir auf 2 LKW mit Plane verladen und kamen nach tage- bzw. nächtelangem Transport in Spindlermühle am Riesengebirge (heute tschechisch) an. Von da aus sollten wir das winterliche Gebirge von den hoch gelegenen Bauden überwachen, z. B. von der Martinsbaude, Elbfallbaude, Schneegrubenbaude. Mit unsern Kinderwaffen und mit insgesamt 3 Paar Ski war das geradezu lächerlich und wir führten die Befehle nach unserem Gutdünken aus, besonders wenn unsere Vorgesetzten bergab nach Spindlermühle verschwanden, wo es wohl ein Casino gab. Wir postierten dann jeweils nur 1 Mann vor dem Eingang zur Baude. Der warnte uns rechtzeitig, wenn jemand kam und wir flitzten dann schnell aus unseren warmen Schlafstätten. Dieses waren nur roh gezimmerte Holzgestelle mit je einer Wolldecke. Eine Heizung gab es nicht oder sie war kaputt. In einem größeren Raum, vermutlich im Frieden Gaststätte, hatten wir so einen eisernen Bullerofen, aber Holz dafür war knapp. Von den versprochenen Partisanen haben wir nie etwas gesehen!

Es ging uns hier also recht gut und stressfrei. Unser Leiden be-

gann erst nach dem 8. Mai 1945!

Außer zwei etwas muffligen vorgesetzten Obergefreiten hatten wir noch einen ganz prima Unteroffizier. Dieser war schwer verwundet mit nur noch einem Bein und einem Auge, trug aber nicht seine Orden. Er erklärte uns den Krieg und die Front aus eigener Erfahrung und was es mit dem Heldentum auf sich hatte.

Er sagte uns am 8. Mai, dass der Krieg zu Ende und Waffenstillstand sei. Wir sollten uns auf schnellstem Weg nach Westen zu den Amerikanern aufmachen. Da kam plötzlich ein Kübelwagen mit 2 Wehrmachtsoffizieren und 2 SS-Männern den Berg herauf, hatte wohl Schneeketten, denn er rutschte kaum. Als sie bei uns ankamen, verlangten sie, dass wir sofort von Spindlermühle aus mit LKW nach Prag fahren müssten, dort würde trotz Waffenstillstand noch bis zum Endsieg weiter gekämpft. Wir haben sie einfach ausgelacht und sie waren fassungslos, aber uns viele Jungen und den Unteroffizier zu erschießen (was durchaus vorkam), trauten sie sich doch nicht. Außerdem wurden wir von unserem oben erwähnten Unteroffizier unterstützt, indem er erklärte, wir müssten in Hohenelbe den Flüchtlingsstrom regeln, damit die Straße für die Wehrmachtsfahrzeuge (deutsche Panzer gab es nicht mehr) frei blieb. Endlich fuhren die 4 Männer in ihrem Kübelwagen wieder ab. Wir selbst warfen unsere kärgliche Bewaffnung in den Schnee, knackten unsere Vorratskammer und staunten nicht schlecht: Da gab es jede Menge Schokakola-Dosen, Dosen mit Corned Beef, Kisten mit Zwieback, Keksen und noch anderes. Und wir hatten die ganze Zeit "Kohldampf" geschoben, d. h. gesunde Magerkost! Jeder von uns packte sich, soviel er tragen konnte von diesen schönen Dingen, sogar in die Hosenbeine der Überfallhosen, die waren ja unten mit Bündchen abgeschlossen, und das sah echt komisch aus. Einige schlugen sich den Bauch voll mit Schokakola und bald saßen sie stöhnend auf dem Donnerbalken bzw. Klo. Beim Aufbruch gegen Abend schloss ich mich 3 Kumpels an und es ging teils schlitternd abwärts bis Spindlermühle. Hier trennten wir uns, weil jeder zwar den Westen, aber doch ein anderes Ziel hatte. Wir haben uns danach nie wiedergesehen. In jedem Fall hieß das Hauptziel die amerikanischen Truppen, denn keiner wollte in russische Gefangenschaft geraten. Zum Erreichen dieses Ziels wurde viel Gewalt eingesetzt, selbst unter Flüchtlingen, jeder

dachte nur an sich. Dazu kam der Terror durch die tschechische Bevölkerung, die sich nun befreit fühlte und Rache an allem nahm, was deutsch war. Ich hatte mir mit etwas Glück einen luftigen, aber gefährlichen Platz auf dem Chassis eines Wehrmacht-Lafetten-Lastautos erkämpft, der nun ohne Rücksicht durch die langen Flüchtlingstrecks brauste und Hindernisse einfach zur Seite schob, wobei er eine Spur von Verletzten oder gar Toten hinterließ. Neben mir hockte, ebenso wackelig wie ich, ein jüngerer Soldat der Wehrmacht auf dem Chassis, er trug Feldgrau ohne Rangabzeichen oder sonstige Merkmale. Miteinander zu reden ging nicht, weil unter uns die Kardanwelle des LKW zu sehr dröhnte. Es war nun schon später Abend und sehr dunkel geworden und jemand schrie: "Dort drüben brennt Prag!" Der Feuerschein war aber sehr weit von uns entfernt. Doch scheinbar wurde dort noch gekämpft, dabei sollte doch um Mitternacht, wie ich später erfuhr, der Waffenstillstand in Kraft treten! So ein Wahnsinn, bis zur letzten Minute noch Menschenleben zu vernichten! Auch uns erwischte es noch in letzter Stunde vor Mitternacht des 8.Mai.

Plötzlich kam Motorengeheul aus dem nachtdunklen Himmel auf uns zu und es knatterte fürchterlich über uns hinweg. Zwei oder gar drei russische, vielleicht auch amerikanische Tiefflieger schossen mit MGs in die gemischte Kolonne aus Flüchtlingen und aufgelösten Wehrmachtseinheiten. Das heißt, es waren ja keine Einheiten mehr, sondern verzweifelte Einzelwesen! Eine Maschinengewehrgarbe zischte auch über unseren LKW hinweg, und auf einmal kippte der Soldat neben mir nach vorn und fiel dann unter die Räder des LKW. Niemand konnte sich um ihn kümmern, man fuhr einfach weiter, manchmal seitwärts über Feld und Wiese, unser Gefährt und sein Fahrer waren scheinbar geländegängig, in jedem Fall aber brutal. Wie wir es schließlich bis zu den Amis schafften, weiß ich nicht, dies Chaos war wie ein böser Traum. Wir landeten mit tausenden deutscher Soldaten in einem riesigen Lager auf einer Wiese oder Feld in der Nähe von Pilsen. Die Amerikaner kümmerten sich kaum um ihre Gefangenen und es ist nicht zu glauben: Man ließ uns durch einige deutsche Offiziere bewachen, die noch ihre Pistolen trugen, womit sie für Ordnung sorgten. Nach 2 oder 3 Tagen und Nächten

mit viel Hunger und Durst erwachte ich bei einem wunderschönen Sonnenaufgang total erschöpft und noch auf der feuchten Wiese liegend (ohne Decke!), da hörte ich laute Stimmen, die jedoch gar nicht amerikanisch klangen: Dawei! Dawei! Das war ja russisch und ein riesiger Schock. Die Amis hatten uns aufgrund eines Abkommens über Nacht an die ROTE ARMEE übergeben und zogen sich nach Westen zurück. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich bei den meisten von uns eine schläfrige Gleichgültigkeit eingestellt, weil ja nichts passierte. Doch nun waren alle sehr aufgeregt, auch die deutschen Bewachungs-Offiziere waren verschwunden. Nach einiger Zeit stellte sich eine fast unheimliche Stille im Lager ein. Man entfernte von den Uniformen nun alle Tressen, Rangabzeichen und andere Kennzeichen, besonders Angehörige der Waffen-SS hatten große Angst, und hatten wohl auch allen Grund dazu. Mir selbst fiel erst jetzt ein, dass ich noch meine Armbanduhr trug (sie war ein Konfirmationsgeschenk). Die Uhr war aber schon lange stehen geblieben, denn damals musste man sie noch aufziehen und das hatte ich bei dem Chaos vergessen. Nun versteckte ich die Uhr in meiner Unterhose, wo sie beim Laufen sehr hinderlich war, doch wohin sonst damit? Genauso vergessen wie die Uhr hatte ich auch jeden Gedanken an meine Eltern und Schwester. Erst 1946 erfuhr ich, dass sie bis zur Kapitulation in der Festung Breslau geblieben waren und danach noch bis 1946 unter polnischer Herrschaft. Weil unser Haus aber zerbombt war, fanden sie ein Unterkommen in einem noch unbeschädigten Haus, das aber mit vielen Familien überfüllt war. Nun aber zurück zu meiner Geschichte und den Russen. Also Essbares gab es auch bei denen nicht, sie hatten selber nur das Nötigste, hatten aber die Tschechen zu Freunden. Einen Zeitbegriff hatte ich nicht mehr, man döste mit leerem Magen vor sich hin. Wasser gab es an einer Viehtränke auf der Wiese, doch der Trog war von unsern eigenen Leuten so verunreinigt, dass das Wasser ungenießbar war, weil manche Landser darin ihre Klamotten wuschen. Es stirbt sich sauber wohl etwas leichter, so ist nun mal der deutsche Soldat! Dann passierte doch noch was Aufregendes: Mit viel „DAWEI DAWEI“ wurden wir von den russischen Posten aufgescheucht und mussten in einer langen Reihe antreten, das ging aber nur mit viel russischen Flüchen vorstatten.

Nach diesen Schimpftiraden wurden wir von mehreren Offizieren, vermutlich Politkommissaren, in Augenschein genommen und selektiert: Es wurden 3 Gruppen gebildet, die 1. Gruppe waren die wohl noch am kräftigsten und gesündesten Aussehenden, meist zwischen 20-25 Jahre alt, die Gruppe 2 waren ältere Soldaten und in Gruppe 3 kamen solche wie wir Jungs und auch einige Kinder, sie sahen so aus. Was mit den Gruppen 1 und 2 geschah, lässt sich nur vermuten. Ab nach Russland oder gar Sibirien wurde gemunkelt. Wir von Gruppe 3 kamen mit noch weiteren gleichermaßen sortierten Jungs zu einem Extra-Transport, d. h. jedoch Fußmarsch in Richtung Südosten bei glühender Sonne. Wir müssen schätzungsweise etwa 500 Mann bzw. Jungen gewesen sein, hatten aber nur 4 Bewacher mit Kalaschnikow-Gewehren. Wir kamen nach vielen Stunden durch einen größeren Ort auf dessen Ortsschild TABOR stand. Das hörte sich schon nicht mehr nach Sudetenland an und die Leute am Straßenrand waren gewiss Tschechen, denn sie bewarfen uns mit Steinen und andern Dingen. Als wir endlich heil durch den Ort durch waren, wurde die Kolonne angehalten und die Gestik der Bewacher deutete an, dass nun Pinkelpause war. Zu pinkeln gab es nicht viel, wir hatten ewig nichts getrunken. Da wir direkt an einem Waldrand pausierten, beschlossen drei Leidenskumpel und ich, von hier abzuhauen. Wir warteten, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte und die Bewacher auf der uns entgegengesetzten Seite der Kolonne befanden, und ließen uns alle vier in den ziemlich tiefen Graben am Waldrand fallen. Hier gab uns Gestrüpp gute Deckung und wir blieben bis zum Einbruch der Dunkelheit dort liegen. Dann vereinbarten wir, dass wir nur zu je 2 Mann weiterlaufen wollten, weil wir zu viert sicher sehr auffallen würden, zumal wir bestimmt auf tschechischem Gebiet waren. Ich blieb mit einem gleichaltrigen Jungen aus Bochum zusammen, in meiner Erinnerung hieß er Friedrich. Aber Namen waren uns unwichtig, denn wir hatten sowieso keinerlei Papiere/Ausweise mehr bei uns. Mein lieber Friedrich und ich hatten schon am ersten Morgen nach der Flucht das Pech (oder war es Glück?) einer russischen Panzerbesatzung in die Fänge zu laufen. Die machten auf einer Lichtung wohl Pause und waren sehr guter Laune, doch wir hatten sie zu spät bemerkt und Wegzulaufen wäre bestimmt verdächtig gewesen. Wir haben viel

gestikuliert, doch keiner verstand den andern. Nach einigem Karascho und Dada wurden wir aufgefordert, neben dem Panzer herzu-
laufen und man lieferte uns in einem Flüchtlingslager nahe der
Grenze zu Österreich ab. Dass die Grenze so nahe war, erfuhr ich
erst später. Im Lager wurden wir von einem ganz gut deutsch spre-
chenden Kapitän verhört und als Kinder eingestuft, wir sahen ja
auch sehr mager aus! Das bedeutete aber, dass wir in diesem La-
ger allerlei unangenehme Arbeiten verrichten mussten, z. B. alte
Kranke und sogar Sterbende betreuen und immer wieder neue
Donnerbalken errichten. Es grassierte nämlich im Lager die Ruhr
und die Fäkaliengruben waren bei der Menschenmenge schnell
voll und mussten wegen Ansteckungsgefahr mit Erde abgedeckt
werden. Das hat uns im wahrsten Sinne des Wortes gestunken. Die
Flüchtlinge hatten nur das zum Essen, was sie auf ihre Flucht mit-
genommen hatten. Da wir zwei gar nichts hatten, gab uns eine Fa-
milie mit 3 Kindern aus Oberschlesien einmal etwas Mehl und
Streichhölzer, wir sollten uns vom Mehl mit etwas Wasser in un-
serem noch vorhandenen Kochgeschirr Puffer backen. Einmal
klappte das auch auf einem selbst gebauten Steinofen, danach
fehlte uns das Brennholz. Gelegentlich wurde von den russischen
Wachmannschaften eine Gulaschkanone mit einer undefinierbaren
dünnen Suppe vorgefahren, das war mal etwas Warmes für den
Magen, aber zu wenig für die Menge Leute.

Einmal hatten die Russen einen Schimmel erschossen, der einem
Flüchtling gehörte und angeblich krank war. Einer von den Flücht-
lingen war anscheinend Metzger, denn er zerlegte diesen Schim-
mel in kleine Portionen, die verteilt wurden. Viele Leute machten
aus dem Fleisch eine Art Gulasch, was aber mangels Fett schwarz
gebrannt und fast ungenießbar war. Doch es gab ja nichts Besse-
res, und wer keine Feuerstelle hatte, bekam sowieso nichts. Eines
Nachts gab es ein fürchterliches Chaos im Lager und wir dachten
zuerst, die Posten wären wieder mal besoffen, denn es wurde ge-
johlt und herumgeschossen. Dabei waren in der Nähe auf einem
Hof eine Rote Schweine ausgebrochen und sausten wie wild
durchs Lager und zwar zwischen Leiterwagen und über die teils
auf der Erde liegenden Menschen. Die Wachposten glaubten wohl
an einen Lageraufstand und gaben Warnschüsse ab, bis sich die
Lage geklärt hatte. Eines der Schweine wurde erschossen und lan-

dete sicher bei den Russen im Kochtopf, nicht bei uns!

Mein Kumpel und ich schmiedeten eifrig Fluchtpläne und eines Tages kam die Gelegenheit. Ein großer Pferdewagen ohne Pferd sollte außerhalb des Lagers abgestellt werden. Da der Weg dorthin etwas anstieg, mussten mehrere Leute schieben helfen und bei der Schiebemannschaft waren wir dabei. Wir nahmen unsere wenigen Sachen mit und schoben tüchtig, bis wir über den Hügel hinweg und außer Sicht der Posten waren. Als die andern zurück ins Lager gingen, rannten wir beide sofort in ein nahe liegendes Wäldchen. Erst am späten Abend wagten wir uns heraus und marschierten los in die Richtung, wo wir Süden glaubten und die österreichische Grenze erhofften. Tagsüber versteckten wir uns und mieden bewohnte Orte. Das waren aber bessere Geländespiele als bei den Pimpfen. Am schlimmsten war der Hunger, für den Durst gab es hier genug klare Bäche. Nach tage- bzw. nächtelangem Marsch bergab und wieder bergauf sahen wir von einer Anhöhe aus plötzlich einen großen Fluss. Weil ich in der Schule auch in Erdkunde sehr gut war, wusste ich sofort, das kann nur die Donau sein. Dass wir nahe bei Krems die Donau erreichten, war wieder ein Glücksfall, denn dort gab es einen Bahnhof und es fuhr sogar, als ob es Frieden wäre, ein ganz normaler Personenzug von Krems bis nach Linz/Donau. Einem Eisenbahnangestellten schilderten wir unsere Lage und er schenkte uns 2 Fahrkarten nach Linz. Er sagte aber gleich, dass dort Endstation sei und die Demarkationslinie zwischen Russen und Amerikanern den Weg nach Westen versperrte. Wir wollten jedoch unbedingt über diese Grenze und so kamen wir in Linz an. Auf einer Brücke über die Donau hatte man einen sogenannten Checkpoint eingerichtet und man sah viele Leute hinübergehen und herüberkommen, die aber den jeweiligen Kontrollposten irgendwelche Papiere vorlegten, die wir ja überhaupt nicht besaßen. Ich beschloss nun, im Alleingang ohne meinen bisherigen Weggefährten diese Brücke zu überwinden. Als einmal eine größere Gruppe Männer, vermutlich Arbeiter, die ersten Posten passierte, war ich schnell unter ihnen und in dem Gewimmel kam ich gut auf der amerikanischen Seite an. Die Amis kontrollierten aber auch scharf und da ich mich nicht ausweisen konnte, brachte man mich in eine Bürobaracke, wo an einem Schreibtisch ein Mann

in Zivil saß, der ziemlich gut deutsch sprach. Dem erzählte ich meine etwas abenteuerliche Geschichte und nannte meinen Namen und Alter. Scheinbar glaubte er mir und stellte mir einen Passierschein, genannt "Permit to circulate" aus. Damit war ich wieder mir selbst überlassen und suchte eine Fahrgelegenheit westwärts. Privatautos sah man hier aber nicht, nur Militärfahrzeuge. Ich kam dann zu einem Güterbahnhof und mein Glück blieb mir treu: Da stand ein langer Güterzug, der mit Holzstämmen und Brettern beladen war und dessen Dampflok schon abfahrbereit unter Dampf stand und die Fahrtrichtung schien mir richtig. Ich kletterte daher auf den letzten Waggon und versteckte mich in einem Hohlraum zwischen den Bretterstapeln. Dann fuhr der Zug los und ein Zurück gab es nun nicht mehr. Ich wusste ja nicht, wohin dieser Zug ging. Bevor es Abend war, durchfuhren wir den Bahnhof Passau, danach konnte ich wegen der Dunkelheit keine Orte mehr erkennen und am folgenden Morgen sah ich die Schilder von Frankfurt am Main-West. Weil der Zug nirgends anhielt, wurde mir schon mulmig, denn ich wollte keinesfalls nach Frankreich. Unterwegs war mir nämlich eingefallen, dass meine Eltern mal von einem Treffen in Kriftel am Taunus sprachen. Dort wohnte eine Familie, welche wegen der Luftangriffe einige Zeit bei uns im Haus in Breslau evakuiert war. Also wollte ich nach Kriftel, obwohl ich den Namen dieser Familie nicht mehr wusste, nur noch dass sie eine Schlachtereibetriebe, das musste also zu finden sein. Nun kam das Problem, von diesem Güterzug herunterzukommen, denn er rollte immer noch zu schnell, um abzuspringen. Ich weiß nicht, woher wieder das Glück kam, denn auf einmal fuhr der Zug nur noch Schritttempo, vermutlich wegen defekter Gleise. Ich sprang nun fix auf den Bahndamm hinunter, hatte aber nicht damit gerechnet, dass im vordersten Waggon dunkelhäutige amerikanische Soldaten mitfuhren. Die entdeckten mich und machten ein Riesengeschrei und drohten mit Gewehren, schossen aber nicht. Gottseidank rollte der Zug wieder schneller und entfernte sich von mir.

Das einzige Übel war, dass ich nun am Bahndamm stand, der beidseitig von einem hohen Zaun flankiert wurde, daher musste ich einige hundert Meter zurücklaufen, bis sich eine Zaunlücke auftat. Nun stand ich am Ortseingang von Hofheim am Taunus und fragte nach dem Weg nach Kriftel. Ich fand auch die bekannte

Familie, die mich jedoch wegen meines Aufzugs erst nicht erkannte. Dann aber durfte ich da bleiben, man wusste von dem vereinbarten Treffen, hatte aber schon lange nichts von meinen Eltern gehört. Ich bekam eine kleine Kammer auf dem Dachboden des Hauses und hatte sogar ein schönes Bett. Waschgelegenheit und Toilette waren im Erdgeschoss und dort durften nun meine weit gereisten Läuse ausbaden und ich die Unterwäsche waschen. Bis die trocken war, erhielt ich leihweise Wäsche aus dem Familienbestand, so konnte ich mich wenigstens in der Küche zu einem guten Abendbrot einfinden. Durch das Fleischereigeschäft herrschte hier kein Mangel am Essen. Als Dank für die liebe Aufnahme wollte ich am andern Tag bei irgendeiner Arbeit helfen und bin dann mehrmals zum Holzeinschlag im Taunus mitgefahren. Aber zur Arbeit mit einer Zweimann-Säge war ich wohl zu schwach und ich erhielt leichtere Hilfsarbeiten zugeteilt. Nun wurde es schon August und ich war irgendwie ungeduldig, obwohl es mir hier doch gut ging. In meiner Naivität wollte ich versuchen, nach Schlesien und Breslau zu kommen. Ich hatte ja keinerlei Ahnung über die Nachkriegslage und wusste nicht einmal, dass Deutschland in 4 Besatzungszonen aufgeteilt war (britisch, französisch, russisch und amerikanisch). Schlesien war nun Polen. Trotz Abraten habe ich mich mit etwas Reiseproviant aber ohne Geld in Kriftel verabschiedet und auf den Weg gen Osten gemacht. Noch fuhren keine Personenzüge von Frankfurt/Main in Richtung Osten oder Norden, ich hätte sowieso keine Fahrkarte kaufen können. Bis nach Hanau kam ich zu Fuß und fand da einen Lok-Führer, der mir erlaubte, auf dem Kohlentender seiner LOK (natürlich alte Dampflok) mitzufahren, er musste nach Bebra. Durch die vielen Tunnelfahrten kam ich ziemlich rußgeschwärzt in Bebra an. Jetzt ging es wieder zu Fuß weiter über die damals noch total leere Autobahn Richtung Osten. Weil die Sonne auf der Autobahn sehr heiß brannte, bin ich auf einen Feldweg neben der Straße ausgewichen. Bis dahin hatte ich weder Mensch noch Tier getroffen, aber dann lief ich einem Uniformierten mit Fahrrad in die Quere.

Ich wusste ja nicht, dass zu diesem Zeitpunkt ein Gebietsaustausch zwischen den Russen und Amerikanern stattfand, wobei die Russen viel weiter westlich vorrückten. Also war der unifor-

mierte Radler ein Rotarmist. Das heißt, es war wirklich Mist, denn durch meinen Aufenthalt in Kriftel war ich schon gewöhnt, meine Armbanduhr ganz offen zu tragen und nun musste ich sie diesem Russen übergeben. Weigerung wäre wohl zwecklos gewesen, denn dieser Soldat sah ziemlich gemein aus und hatte schon 3 oder gar 4 Armbanduhren als Trophäen am Unterarm. Es half also nichts und meine durch so viel Gefahren gerettete Uhr war futsch. Ansonsten hat mir der Kerl aber nichts getan, war wohl nur ein Uhrensammler! Bis nach Glauchau in Sachsen verlief mein Weg ohne Zwischenfälle. Aber nun musste man das Flüsschen Mulde überwinden, wenn man weiter nach Sachsen hinein wollte. Es gab hier wieder eine Kontrollstelle, denn die Demarkationslinie war noch nicht geändert worden. Um eine Kontrolle zu umgehen, bin ich mit noch anderen Leuten an einer abgelegenen Stelle durch eine Furt (ca. 1,5 m tief) der Mulde gewatet. Als wir gerade auf der andern Flussseite unsere nassen Sachen trockneten, schnappte uns eine russische Patrouille und wir wurden zur Kommandantur gebracht, wo man uns mit Einsperren drohte, denn unsere Geschichte, dass wir nur baden wollten, nahm uns der russische Offizier nicht ab. Nach einer Stunde und Leibesvisitation ließ man uns aber laufen. Die nächsten Tage habe ich mich bis nach Oschatz durchgeschlagen, und weil ich ja auch mal etwas essen musste, habe ich mich in einer Großgärtnerei als Hilfgärtner verdingt. Das war harte Feldarbeit bei großer Hitze und auf Dauer nichts für einen Stadtjüngling wie mich. Außerdem gab es keinen festen Lohn, nur Unterkunft und Verpflegung frei. Dann habe ich bei einem Baugeschäft mit primitiven Mitteln Betonziegeln hergestellt, das war auch Knochenarbeit, Baumaschinen hatte man nicht oder nicht mehr. Als eines Tages jemand sagte, dass die Kraftverkehrsgesellschaft Sachsen (KVG) für die Zweigstelle Strehla bei Riesa Personal suchte, habe ich mich dort vorgestellt und erhielt eine Stelle als Elektriker in der Werkstatt Strehla. Ich hatte ja schon 2 Lehrjahre als Kraftfahrzeugelektriker bei BOSCH in Breslau absolviert, sodass ich die hier auftauchenden Reparaturprobleme leicht lösen konnte. Der Chef und Niederlassungsleiter bot mir an, in seinem Haus zu wohnen und ich bezog einen kleinen Büroraum. Ich wohnte mietfrei mit Vollpension, dafür bekam ich statt festem Lohn nur nach Gutdünken ein Taschengeld, aber ich brauchte ja

kein Geld, es gab nichts zu kaufen. Bei dem russischen Stadtkommando war bekannt geworden, dass bei der KVG ein Elektrospezialist arbeitet, nämlich ich. So kam eines Tags ein Adjutant des Kommandanten zu mir. Er hieß Tolja und sprach fast fließend deutsch, wie viele Russen auch. Ich musste mit zum Kommandanten, der mir erklärte, ich solle zu einem festlichen Anlass sein Auto, einem Jeep ähnlich, aufmöbeln und illuminieren, bzw. schmücken, es würde mein Schaden nicht sein. Als er mich dann auch noch als Spezialist bezeichnete, musste ich daran denken dass Selbige oft nach Russland geholt wurden! Na ja, ich habe diese Aufgabe mithilfe der Teilevorräte aus der KVG-Werkstatt zu allseitiger Zufriedenheit gelöst und es gab ein großes Schulterklopfen und Händeschütteln und am nächsten Tag kam der liebe Tolja mit einer Menge Lebensmitteln und gar einer Flasche Wodka zur Werkstatt, das war die Bezahlung, aber viel mehr Wert als alles Geld.

Über der Werkstatt gab es noch einen großen Büroraum, den hatte ein anderer russischer Kapitän für sich beschlagnahmt und hier wurden fast alle 3 Tage große Feste mit damals russentypischen Saufgelagen und viel (oft sogar schönem!) Gesang gefeiert. Dabei wurden auch beste Fleischgerichte aufgetischt, von denen zum Schluss viele Reste blieben, die wir dann für uns abholten.

So ist nun mal die russische Seele: von grausam bis sehr liebevoll, oder besser: liebebedürftig.

Neben meiner Arbeit bei der KVG besuchte ich die Berufsschule in Oschatz, die inzwischen wieder funktionierte. Ich wollte unbedingt mein Leben wieder in geordnete Bahnen bringen und auch irgendwann eine Gesellenprüfung ablegen. Einmal wurde ich vom Chef zwecks Ersatzteilbeschaffung zu den Köllmannwerken nach Leipzig geschickt und ich habe da zum ersten Mal eine total zerstörte Stadt gesehen. Die Eisenbahnzüge waren damals völlig überfüllt und wenn man kein Glück hatte, fuhr man auf Waggondächern und an Trittbretter geklammert höchst gefährlich mit. Das Kriegsende hatte so viele Menschen entwurzelt und durcheinandergewirbelt, dass jeder jeden suchte, hin- und herfuhr und doch keinen wiederfand. Dazu kamen die Hamster-

fahrten aufs Land, um nicht in den Städten zu verhungern. Darüber haben ja schon viele andere Zeitzeugen berichtet, sodass ich nicht weiter davon schreiben will.

Mithilfe des Deutschen Roten Kreuzes erfuhr ich, dass mein Onkel, und zwar der mit dem Fuhrgeschäft, nun in Bautzen gelandet war. Ich schrieb ihm einen Brief und die Antwort enthielt die Zusage, dass ich nach Bautzen zu ihm und seiner Familie kommen könnte, er hätte da ein altes Haus gemietet und 1 Zimmer sei für mich frei. Um es gleich vorwegzunehmen, das Zimmer entpuppte sich dann als eine 8 Quadratmeter kleine Abstellkammer ohne Fenster, ohne Ofen, ohne elektrisches Licht. Also eiskalt und Kerzenlicht und zum Klo und zum Waschen musste ich 3 Etagen tiefer gehen. Hätte ich das geahnt, wäre ich bei der KVG geblieben, es war halt meine Verwandtschaftsduselei, die dann enttäuscht wurde. Meine beiden Cousins aber hatten jeder ein richtig schönes Zimmer in dem gleichen Haus. Immerhin bekam ich von meiner Tante immer was zu essen. Ich bewarb mich auch gleich bei dem Bautzener DKW-Autodienst und aufgrund meiner Vorkenntnisse wurde ich als KFZ-Elektriker - Lehrling eingestellt. Es gab tatsächlich schon wieder einige Autos und viel Motorräder, die man wohl aus ihren Verstecken geholt hatte und die nun bei unserer Werkstatt überholt und repariert werden mussten. Nebenbei ging ich wieder zur Berufsschule. Mangels Dieseltreibstoff haben wir den LKW meines Onkels auf Holzgasantrieb umgebaut, das war damals der Trend allgemein. Holzgasbrenner waren jedoch auch problematisch, denn man musste bei längeren Fahrten etliche Säcke Holz mitführen und immer wieder anhalten, um nachzustopfen. Wenn das Holz nass war, klappte es überhaupt nicht. Übrigens wurde damals noch täglich 8 1/2 Stunden und Sonnabend bis mittags 14 Uhr gearbeitet, man hatte wenig Freizeit. Mit meinem älteren Cousin ging ich manchmal abends zu einem ehemals wohl schönen Tanzlokal außerhalb von Bautzen. Ich konnte da noch nicht tanzen und traute mich nicht an Mädchen heran. Interessant war es für mich trotzdem. Manchmal kamen auch einige russische Soldaten zum Tanzen und wenn wir was getrunken hatten, dann gab es im Suff oft Krawall mit Verletzten.

Im Spätsommer 1946 entschied sich vor diesem Tanzlokal mein weiteres Leben und das Schicksal meiner Frau, denn es war - zwar

noch unbewusst - der Beginn einer Liebe fürs Leben. Zwei junge Mädchen standen abends im Dunklen unschlüssig vor dem Eingang des Lokals und schienen nach Hause gehen zu wollen, kannten aber wohl den Weg nicht richtig. Als das eine Mädchen mich fragte, bot ich mich als Begleitung an, denn ich wollte auch nach Hause. Die Mädchen gehörten zu einer Jugendgruppe, die zu einem Treffen nach Bautzen gekommen war. Zu Hause waren sie in Schleife/Oberlausitz. Wie das Schicksal manchmal so spielt: genau dieser Abend war mein letzter in Bautzen, denn ich hatte für den nächsten Tag meine Abreise nach Niedersachsen vorbereitet. Ich hatte nämlich vom Suchdienst erfahren, dass meine Eltern und die Schwester aus Breslau ausgewiesen waren und nun in Rehren bei Rinteln in der britischen Besatzungszone untergekommen waren. Dorthin wollte ich also auch. Und nun überlegte ich verzweifelt, was zu tun sei, denn das eine Mädchen, nämlich Edith meine heutige Frau muss mich wohl derart gefesselt haben, dass ich Feuer fäng. Dabei hatten wir noch nicht mal viel miteinander geredet, und anschauen konnten wir uns nur flüchtig, wenn wir an einer Laterne vorbei gingen, sonst war es ja dunkel. Beim Abschied vor ihrem Quartier in Bautzen haben wir ein Treffen am nächsten Vormittag vereinbart, ich wollte sie unbedingt wiedersehen, wusste allerdings nicht, ob Edith den gleichen Wunsch hatte, von Gefühlen ganz zu schweigen! Obwohl ich ja überhaupt keine Erfahrung im Umgang mit Mädchen hatte (höchstens mal Neckerei mit BDM-Mädels), war ich mir meines Gefühls für Edith sehr sicher. Edith erzählte mir viel später, dass sie und ihre Freundin sich sehr über mein Verhalten amüsiert hätten, ich war wohl recht linkisch. Trotzdem gab mir Edith ihre Adresse und ich versprach ihr, sofort zu schreiben, sobald ich bei meinen Eltern angekommen bin. Ich traute mich nicht, Edith zum Abschied zu küssen, das ging damals nicht so schnell wie heute, auch die Mädchen waren da noch viel zurückhaltender als jetzt. Mit meinem großen Trennungsschmerz bin ich also ganz offiziell von Bautzen nach Rehren, das heute Auetal heißt, übersiedelt. Als Gepäck hatte ich außer meinem Brotbeutel nichts bei mir, ich war nämlich an das einfache Leben als Landstreicher gewöhnt und kam, wie ein Heimkehrer aussehend, bei meinen Eltern an. Diese hatten aus Breslau auch über-

haupt nichts mitnehmen dürfen, nur was sie als Handgepäck tragen konnten. So fingen wir als Flüchtlinge bzw. Vertriebene wieder bei NULL an. Meine Eltern hatten im Wohnhaus des örtlichen Tischlermeisters ein Zimmer von ca. 15 Quadratmetern zugewiesen bekommen, darin standen 3 roh gezimmerte Holzetagenbetten mit Strohsäcken, 1 Tisch und 2 alte Stühle sowie ein alter Kohleherd zum Heizen und Kochen. Das war also die Bleibe für meine Eltern und die Schwester und nun kam ich auch noch dazu. So ging es aber vielen Aussiedlern, die erst 1946 in den Westen kamen. Zudem waren sie hier höchst unwillkommen und erhielten die primitivsten Wohnmöglichkeiten. Die meisten mussten darin noch bis 1949 hausen. Wie wir selbst mit dieser Enge in dem einen Raum zurechtkamen, grenzt an ein Wunder. Obschon auf dem Flur gegenüber unserem Zimmer eine Toilette war, durften wir die nicht benutzen, sondern wir mussten über den Hof, wo in einem Stall ein Plumpsklo vorhanden war, dort zog es und war kalt. Dabei war meine Mutter schon sehr krank und konnte kaum laufen. Beispiele solcher Diskriminierung gibt es noch viele!

Gleichzeitig mit meinen Eltern waren noch 3 weitere Familien aus unserer Verwandtschaft aus Schlesien in Rehren eingetroffen und, ähnlich wie wir, untergebracht. Es gab bzw. gibt noch heute in dem Ort Rehren viele große Bauernhöfe, die vom Krieg verschont waren und schon wieder einen sehr guten Lebensstandard hatten. Die Bauern hatten noch ihren Viehbestand, insbesondere Pferde, Kühe und Schweine, sowie Autos und Motorräder. Letztere waren wieder ein Glücksfall für mich. Während fast alle Flüchtlinge arbeitslos und auf Sozialhilfe angewiesen waren, erhielt ich eine Arbeitsstelle bei der ortsansässigen Autowerkstatt, direkt an der Autobahn Dortmund-Hannover. Das brachte mir persönliche Vorteile, weil häufig britische Militärfahrzeuge auf der Autobahn stehen blieben, weil besonders im Winter an den Autos die Zündung versagte. Es waren fast immer die gleichen Verteilerdefekte, da ich das wusste, machte ich die Wagen schnell wieder flott. Statt Bezahlung in Geld bekam ich von den Engländern meist 1 - 3 Stangen Camel-Zigaretten, die waren Gold wert und da ich ja noch nicht rauchte, verkaufte ich die Zigaretten teils zum Stückpreis von 5 Reichsmark. Das ging aber nur gut bis zur Währungsreform 1948. Danach verdiente ich mein Geld auf ganz reelle Art, aber

zusätzlich hatte ich meine Privatkunden unter den Bauern und den Ärzten. Ich konnte mich nun auch auf meine Gesellenprüfung vorbereiten und schaffte 1948 den Gesellenbrief als KFZ-Elektriker und zugleich die Führerscheine 1 und 3. Meine Eltern wohnten leider noch immer in beengten Verhältnissen, doch ich hatte ein kleines Zimmer nebenan dazu bekommen. Während all dieser Jahre haben Edith und ich unzählige, teils sehnsuchtsvolle Briefe gewechselt. 1947 bin ich endlich per Bahn über die damals noch sehr durchlässige Grenze zur DDR nach Schleife zu Edith gereist. Gereist ist übertrieben, denn alle Reichsbahnzüge waren bis über die Waggondächer mit Menschen überfüllt. Bis nach Schleife, mit Umsteigen in Berlin, brauchte ich fast 24 Stunden. Vor meiner Schwiegermutter in spe hatte ich zuerst ziemlich "Muffensausen". Das war total unbegründet, denn so was Liebes und Nettes wie die Mutti von Edith gibt's kaum noch mal. Der Vater war da schon in russischer Gefangenschaft gestorben. So wunderschön das Wiedersehen mit Edith auch war, der Abschied war dann umso schwerer. Wir waren beide sehr traurig, besonders wegen der Grenze und dem beginnenden so genannten "Kalten Krieg", Kapitalismus gegen Kommunismus! Ich konnte mich auch nicht entschließen, in Schleife zu bleiben und dort Arbeit zu suchen. Doch dann haben wir gemeinsam beschlossen, dass Edith lieber zu mir in den Westen kommen sollte. Das ging aber nicht so schnell wegen einiger Hindernisse. Zunächst war ein Besuch von Edith bei mir geplant und sie kam dann auf abenteuerliche Weise in der Woche nach Weihnachten 1948 zu mir nach Bielefeld. Man hatte sie an der Grenze verhaftet und wieder frei gelassen, erst der zweite Versuch klappte. Hier muss ich aber noch eine Erklärung einfügen: Ich hatte in der Zwischenzeit Kontakt zu meiner ersten Lehrfirma, der Robert Bosch GmbH über deren Niederlassung Hannover aufgenommen und erhielt von dort das Angebot, bei dem Boschdienst in Bielefeld als KFZ-Elektriker zu arbeiten. Weil sich die Wohnverhältnisse in Rehren nicht besserten, habe ich nur kurz gezögert und nahm das Angebot nach Bielefeld an.

Ich bezog also in Bielefeld ein möbliertes Zimmer, das ich mir nun von meinem Verdienst leisten konnte, und war mit meiner Arbeitsstelle bestens zufrieden. Mein Chef offensichtlich auch

mit mir, denn schon bald durfte ich die Lehrwerkstatt leiten und etwas später die Abt. Technischer Einkauf. An den meisten Wochenenden fuhr ich mit der Bahn nach Rehren zu den Eltern, weil es mir sonntags in Bielefeld doch zu einsam war. Die Abende in der Woche waren so schon lang und einsam genug, denn ich grübelte natürlich ständig über die gemeinsame Zukunft mit Edith und vor Sehnsucht schrieb ich fast jeden Abend einen Brief, und begann mit dem Gedichteschreiben.

Nach ihrem Grenzabenteuer kam dann in der Nacht nach Weihnachten 1948 Edith in Bielefeld an und ich war nicht mehr am Bahnhof, weil ich solche Verspätung nicht erwartete. Heutzutage hätte man ja ein Handy dabei, aber damals wäre das auch zwecklos gewesen, da meine Wirtsleute auch kein Telefon besaßen. Jedenfalls hat es mein Mädchen auch ohne diese Technik zu mir geschafft und sie durfte sogar mit Genehmigung der Wirtsleute mit bei mir im Zimmer schlafen, weil ich erklärte, dass wir verlobt seien. So ganz gelogen war's ja nicht, denn wir führen am nächsten Tag nach Rehren und haben uns am Silvesterabend 1948 verlobt, allerdings ohne großes Tamtam und Zeremonie, weil uns dafür das Geld fehlte und wir auch für die Zukunft eisern sparen mussten. Wenn nun Edith anschließend gleich bei mir im Westen hätte bleiben wollen, musste sie zu der Zeit erst noch in ein Durchgangslager zwecks Einbürgerung. Das wollten wir aber beide nicht, sondern lieber gleich heiraten. Doch das wiederum bedurfte auch einer Menge Papiere, weil Edith noch nicht volljährig war. Also ist sie mit schwerem Herzen noch einmal in die DDR zurückgekehrt und keiner von uns ahnte, dass wir uns erst im Frühjahr 1950 wiedersehen würden. Das lag halt an den Wirren der damaligen Zeit. Mit Besuchserlaubnis, die nicht leicht zu bekommen war, bin ich Anfang 1950 noch einmal zu Edith in Schleife gefahren, aber sie mit mir zu nehmen ging immer noch nicht. So dauerte es nochmals entsetzlich lange Monate, bis wir endlich am 29. Juli 1950 unsern Bund fürs Leben besiegeln konnten. Obwohl unsere Hochzeit in Rehren und in der engen Wohnung meiner Eltern stattfand, es waren nur einige engere Verwandte von mir dabei, war es doch eine unvergesslich schöne Feier. Es wurde typisch schlesisch viel gesungen und gelacht. Leider aber war Ediths Mutter nicht gekommen, hatte keine Reisegenehmigung erhalten. Nun

war Edith Bundesbürgerin und wir nahmen in Bielefeld eine kleine Wohnung zur Miete. Dafür mussten wir aber einen damals üblichen verlorenen Baukostenzuschuss an den Bauherrn zahlen, d. h., wir hatten das Geld ja nicht und haben daher bei einer Bank nach gutem Zureden einen Kredit von DM 2.000,00 aufgenommen. Wir haben also mit einer Menge Schulden begonnen. Nun kam aber der Hammer: Der Bauherr, der unser Vermieter werden sollte, stellte unsere Wohnung nicht fertig und wir hausten noch Monate in einem Zimmer in einer Ruine! Inzwischen wurde im Juni 1951 unsere Tochter Karin geboren und diese Kellerwohnung war einfach nicht mehr zu ertragen. Wir hatten uns mit einem älteren Berliner Ehepaar mit Tochter angefreundet, die in ähnlicher Wohnsituation waren wie wir. Sie hatten aber das Geld, sich schon bald eine Eigentumswohnung am Stadtrand von Bielefeld zu kaufen. Nun kam aber auch bei uns wieder etwas Glück ins Spiel und wir konnten durch Vermittlung von Freunden eine bessere Mietwohnung beziehen. Unseren Baukostenzuschuss von 2.000,00 DM haben wir nie zurückerhalten, für eine Klage fehlte uns das Geld und wohl auch der Mut.

Bei mir gab es nun eine berufliche Veränderung, die uns einen kleinen Vorteil brachte. Ich wechselte innerhalb der Boschgruppe zu einem Spezialgebiet der Elektrotechnik. Das war allerdings wieder mit häufigerer Reisetätigkeit verbunden, dafür hatten wir nun ein Firmenauto mit privater Nutzung. Im Jahr 1964 erhielt ich die Chance, als Gebiets-Verkaufsleiter Bezirk Hessen und Südniedersachsen nach Kassel zu übersiedeln und wir zogen mal wieder um. Edith war zu dieser Zeit mit unserer Karin sehr viel allein zu Hause, aber nun hatten wir endlich ein Telefon.

1969 wurde ich Verkaufsingenieur bei der VARTA-Batterie im gleichen Bezirk. Diese Tätigkeit war sehr interessant, weil sie mit viel Projektierungen und Konstruktionen verbunden war.

Leider hatte ich dadurch immer wenig Zeit für Edith und unsere Tochter Karin, die inzwischen die Realschule abgeschlossen und eine Lehre als Bilanzbuchhalterin begonnen hatte. Es schien mir aber, als ob wir alle Drei rundum zufrieden waren, doch da krachte wieder ein Blitz in unsere Scheinidylle: Die Firma VARTA löste meinen Verkaufsbezirk auf und da ich nicht schon wieder einen

Ortswechsel vornehmen wollte, wurde ich plötzlich arbeitslos.

Das kam genau zum falschen Zeitpunkt, denn wir hatten soeben den Kaufvertrag für ein Reihenhaus in Baunatal abgeschlossen. Jeder kann sich den Schock vorstellen, wenn plötzlich die ganze Finanzplanung zusammenbricht. Glücklicherweise hatten wir gut gewirtschaftet, natürlich mit Ediths Hilfe, und unser Bankpolster reichte, um 1979 in unser neues Häuschen in Baunatal einzuziehen. Ich selbst bekam noch einmal eine gute Anstellung bei einer Bremer Apparatebau-Firma und damit habe ich die Restzeit bis zu meiner Rente überbrückt. Mit unserem Haus hatten wir wirklich Glück, ganz besonders, was das Umfeld betrifft. Inzwischen sind über 25 Jahre vergangen und unsere Nachbarschaft ist immer noch eine tolle eingeschworene Gemeinschaft, jeder hilft jedem bei Notwendigkeit.

Und somit habe ich nach den vielen UMWEGEN endlich mein Ziel erreicht.

Man möge mir verzeihen, wenn in diesem Lebensbericht oft einige Details fehlen, doch auch Edith meint, dass es nun genug wäre!

